

Abend -



Zeitung.

Zwei und dreißigster Jahrgang.

38.

Donnerstag, am 21. September 1848.

### Fahrt nach Kävelar.

(Schluß.)

o Kävelar, auf welchen schwachen Grundlagen beruht dein Ruhm, dein Gelderwerb! Der fromme Marianer, der hier das erste Gebethhäuschen aufbaute, pilgerte lange umher, um sich ein würdiges Abbild der Heilandsmutter zu verschaffen, er fand endlich einen Kupferstich. Nach dem Kupferstiche hat man freilich später Bildnerei geschaffen. Brächtige Liebfrauen, welche üppig und dreist drein schauen wie wohlhabende Pächterstöchter mit frischen Rothwangen und hochgezogenen Augenbraunen; Bildsäulen, welche über die vom Künstler gemeißelte Gewandung noch eine andere aus den reichsten Stoffen tragen. Sammet und Seide ist hier in der schönsten Auswahl zur Schau gegeben, und gewiß ist zu bezweifeln, ob je die Jungfrau aus dem Stamme Davids, ob je eine Königin von Juda sich solch glänzender Kleider zu erfreuen gehabt hat. Hals und Brust sind unter goldenen Ketten, unter Perlen verborgen, die Nacht der Locken (und die Himmelsjungfrau trägt eben auch falsche, welche nach der neuesten Mode gekräuselt sind) von Steinschmuck

wie von Sterngefunkel durchbrochen. Der Schnitt der Gewandung ist jener wie ihn die Marquise Fontanges zu tragen pflegte, ist der des üppigen Franzosenhofes, des Reifrocks. Ob die guten Kävelarer Himmelskammerjungfern darin etwas Heiliges sehen, ob sie es des heiligen Dreiecks halber thun, in welches die Menschengestalt solcherweise zusammenhängt? Oder ob sie die Gelegenheit benutzen, vielen Stoff auszuhängen? Alles das sind Zweifel, über welche wir Gläubigen nicht klar werden können. Die ganze Oberfläche des Reifrocks wird nun noch von frommen Pilgern vergoldet und versilbert. Jeder Pilger nämlich, welcher glaubt, daß ihm irgend von dem Gnadenbilde Gnade geschehen, d. h. seine Bitte gewährt sei, sucht die Gewährung dadurch zu verstinnbildlichen, daß er den Gegenstand der Bitte, in Silber oder Gold gefügt, dem Bilde anhängt. Goldene Arme, silberne Beinchen, Zähne und Köpfschen hängen wunderbar durch einander an schönen Seidenbändern, am meisten aber Herzen und Händchen, weil hierin die meiste Gewährung erlangt wird, wovon ich mich an Ort und Stelle überzeugt habe. Wenn ein Bild zu sehr mit Schmuck überladen ist, so daß keiner mehr angebracht werden kann, fällt solcher zum Behufe von

Kirchengefäßen, oder für sonstige Bier oder Schmuckfachen, oder für kirchliche Zwecke weg. Daher ist Pracht und Reichthum überall in Kävellar sichtbar, nicht aber der gesunde gute Geschmack, den man an der Himmelskönigin zu Gute halten muß.

Den ganzen Tag hindurch ist die Kirche offen, und immer ist sie erfüllt von Gläubigen, welche ihre Gelübde lösen, und die entweder die Beichtstühle füllen oder vor den Bildern auf den Knien liegen, dann plötzlich aufspringen, sich erheben und ihnen ein Weihgeschenk darbringen. Manche goldene Kette fliegt so von dem Halse einer reichen Bächterin auf den perlenreichen Hals des hölzernen Bildes, manches Goldkreuzchen, das auf der Brust einer schönen Bäuerin geschaukelt hat, kommt zur Ruhe auf dem steifen Nieder der wunderthätigen Reifrockträgerin.

Am meisten Aufmerksamkeit verdienen wohl jene Andächtige, welche sich ausdrücklich Gnade ersuchen wollen, welche nicht bloß aus Gewohnheit, Neugierde oder eines Gelübdes halber anlangen, und gemächlich die verschiedenen Stufen hier durchschlendern und durchbeten. Nachdem diese nach Gnade Ringenden ihr Fest gehalten, das heißt, gebeichtet und das Abendmahl empfangen haben, also im Stande der Gnade, nach katholischen Begriffen, sind, beten sie knieend mit ausgestreckten Armen vor dem Bilde so lange, bis sie ermüdet umfallen, oder bis sie begnadigt aufstehen können. Angehörige und Bekannte helfen den Flehenden beten, und leihen ihnen ihre Schultern, um die ermüdeten ausgestreckten Arme zu unterstützen, rufen ihnen Muth und Ausdauer, oft ganze Nächte hindurch zu. Durch das Beten und Schreien, durch das Knien, durch alles Fremdartige zusammen, mag nun oft in dem Empfänglichen eine Begeisterung entstehen, eine Entzückung, welche glauben macht, daß wirklich Begnadigung, das heißt, Heilung von Gebrechen und Unglücksfällen, eingetreten sei, welche hier und dort das bewirken mag, was man Wunder nennt. Das, welches ich zu sehen Gelegenheit hatte, verdiente den Namen nicht, obschon es die ganze Stadt mit Gerede erfüllte. Unter den Gnadesuchenden war nemlich ein Blinder, dessen Arme von seinen Freunden unterstützt wurden,

der eine Nacht hindurch bis wieder in die Nacht hinein gefleht hatte. Einer seiner Stützmannen, dessen geistige Kraft erschlappte, war langsam in Schlummer hingefunken, träumte knieend von der Herrlichkeit des Herrn, von Wundern und Gnade. Mit dem Ausruf „Gnade!“ stürzt er plötzlich hin, erwacht und erhebt sich, die Augen reibend. Die in der Kirche versammelte Menge, wissend, daß ein Blinder nach Gnade ringe, verwechselt die beiden Väter, und glaubt in dem Erwachenden einen sehend gewordenen Blinden zu erschauen, packt ihn auf und trägt ihn mit Lobgesang und Freudengeschrei durch die Straßen und durch die Kirchen, bis endlich die kälteren Theilnehmer von dem verblüfften Erweckten erfahren, daß er gar nicht blind gewesen, bis der unselige Vetter herbeischiebt, der leider blind geblieben.

Anderer Wundergerüchte entspringen auf minder ehrliche Veranlassungen, so wurde z. B. ein Sehendgewordener, welcher in Prozession umhergetragen allen Gläubigen als ein Blindgeborener vorgezeigt worden, von der Obrigkeit als solcher ermittelt, welcher vor Monden noch sehend im Zuchthause zu Warden an der Ruhr gefessen, und aus solchem entsprungen war. Ob die Genossenschaft der Wirths, oder irgend ein Geistlicher des Ortes den Schelm gewonnen und eingelebt hatte, wird ein Räthsel bleiben; beiden konnte das unbezweifelte Wunder gleich reiche Zinsen eintragen. Von der Menge von Wundern, welche sich jährlich wie täglich im Volksgespräche wiederholen, läßt sich im Allgemeinen nur das sagen, was sich von den meisten Wundern sagen läßt: diejenigen, welche sich die Oberrheiner erzählen, sind an Holländern geschehen, diejenigen, welche den Holländern aufgebunden werden, sind Ober- und Mittelrheinern widerfahren. Diejenigen, welche hier glauben und nicht sehen, fahren am besten. Uebrigens wird öfter auf eine unkluge Weise ein Umständlicheres gelogen. Ein taubstummes, gelähmtes Kind, aus dem Hause Nr. 33 der Lindgasse in Köln, sei plötzlich vor dem Gnadenbilde zum Gebrauche der Glieder und Sinne gekommen. Hier waren so genaue Sachumstände angegeben, daß kein Irrthum stattfinden, kein Zweifel obwalten konnte, aber leider war Alles erlogen, wie ich später erfuhr. Das Kind war,

wie es gewesen; wer aber in Kavelar daran gezweifelt, hätte sich mancher Unannehmlichkeit aussetzen können.

Aus der Kirche schritt ich wieder auf die Straßen, in welchen die Nacht zu sinken begann, jedoch ohne das Leben herabzustimmen, vielmehr schienen jetzt erst viele der Gläubigen recht aufzuathmen und sich dem vollen Strome hinzugeben. Alle Buden umstellten sich jetzt. Drehbreter, Carousselle, Schaukeln wurden umlagert, indessen Taschenspieler, Kartenschläger, Harfenmädchen, Sitherpielerinnen die Menge durchdrängten, um sich einen Theil derselben zuzusichern, indessen Leierkasten mit Schauergemälden sich Bahn brachen und ihre Erklärungen der gaffenden Menge zu Theil werden ließen, ihre Lieder an den Mann brachten, neue Wallfahrterzüge mit Schalmeyengeschmetter eintrafen. Selbst der frömmste Pilger wurde jetzt von dem frohen Leben mit ergriffen, sank allmählig in der Schwelgerei zu Boden, die einmal nach dem angestregten Gebete ihr Recht behauptete. Mir konnte jedoch der Zaumel, den ich wohl entschuldigen mochte, nicht sehr behagen, mich drängte es nach dem Freunde mich zu erkundigen, und einigen nähern Aufschluß über dessen neue Freundin und Geliebte zu erhalten, der ich immer im innersten Herzen mißtrauen mußte. Sonderbarerweise wollte mich aber das Geschick diesen Abend nicht mit ihm zusammenführen; an allen Orten, wo ich eintraf, erhielt ich die Nachricht, daß sie beide soeben dort gewesen, und so war ich denn erfreut, die letzte Stunde vor Schlafenszeit mit meinem ehrlichen Wächter zuzubringen, mit dem ich in diesen Tagen schon so oft zusammengetroffen war. Er tritt sich gerade mit einem Landmann auf's Festigste über die Pilgerfahrt auf der Eisenbahn, indem sein Gegner behauptete, die Eisenbahn, wenn sie nach Kavelar erst stattfände, müsse der Andacht ganz ein Ende machen; jetzt, da man nach der St. Wendelkapelle bei Müngersdorf fahre, da man im Fluge eine Strecke abmache, die sonst Tagzeiten eingenommen, wäre alle Andacht dort dahin. Ich leugne dieses ganz und gar, sprach mein Freund; Andacht läßt sich nicht mit der Eile ausmessen, kann sich lang und bedeutend in eine kurze Fahrt einflechten, und besonders auf

der Eisenbahn, wo das Brausen des Wassers, das Wirbeln des Rauches, das Sprühen der Flammen, die Gefahr der Schnelligkeit uns stets an den Tod, an die Flüchtigkeit des Lebens erinnern, wo die Fahrt durch einen oder den andern Tunnel uns die Hölle oder das Fegfeuer mit ihren Anfechtungen vorhält. Nach meiner Meinung thäten wir besser, auf der Eisenbahn umherzupilgern, als hier in den Nestern zu liegen, wo mancher umherschwärmt und Gott weiß was sich von den Engeln auf das große Schuldbuch tragen läßt, was alles auf der raschen Bahn nicht stattfinden könnte. Der Streit währte so ziemlich lange fort, bis der Bruder Brudermeister Ankebrand den Ausschlag geben mußte, und zwar zum Aerger des Landmannes, gegen die Eisenbahnen. Er wurde von diesem dafür auf's Bitterste wieder geneckt, so daß ich erstaunen mußte, wie vielen Spaß sich so fromme Männer erlauben können, wie sehr die Heiligen bei ihnen andererseits wieder in tiefem Verdacht stehen.

„Ihr seid doch zum Besten gehalten, wie Euch Bruder Gerhardus zum Besten hielt,“ sagte der Freund, einmal ärgerlich geworden, zum Brudermeister.

„Gerhardus hat keinen zum Besten gehalten, wenn ich das so sagen wollte, als nur einmal, und das nur einen feyerlichen Wächter, den er auf der Kuh reiten hieß.“

Wir baten, daß er uns die ganze löbliche Geschichte mittheilen möchte.

„Wir besuchten,“ erzählte er uns, der Vater und ich, ein evangelisches Dorf, in welchem einige Katholiken zerstreut lebten, und trafen dabei auf einen evangelischen Mann, der ob einer neu gekauften Kuh in Sorgen lebte, weil ihm die alte auf eine rasche, räthselhafte Weise gefallen war. Durch das Unglück hatte der Mann sich dem Glauben zugeneigt, daß er dachte: könne des Mönches Ueberlesen nicht am Vieh nutzen, so schade es doch hinwiederum nicht, und so begann er mit dem Vater zu dingen, welcher ihm auch zuletzt für einen Schinken die Kuh zu überlesen versprach, bis nichts fehle. Beide waren handels-einig, doch als der fromme Minnebruder Gerhardus eben begann, unterbrach ihn der Keger mit der Frage: ob der Segen auch am Menschen von

Vorthheil sei, und ihm ebenfalls ertheilt werden könnte? Gleich hieß ihn der bejahende Gerhardus rücklings auf die Kuh steigen, setzte seine Wurst dem Preise zu, und überlas mit der ernstesten Miene von der Welt das übereinandergeschichtete Paar, an dem ich meine Freude der Art hatte, daß ich mich kaum des Lachens erwehren konnte."

Nach diesem lustigen Auftritte kamen manche noch vor, an welchen die Enthaltbarkeit und Keuschheit der Heiligen keine feste Probe bestehen wollte. Unser Brudermeister vertheidigte dabei aber stets den Stand, und erwiederte, daß er die Sache nicht leugnen könne, daß aber der Priester dabei heilig bleibe, daß es dabei bloß einigen verführerischen Weibsbildern, zweifelsohne vom Teufel gewonnen, gelinge, die Kirche auf einige Augenblicke zum Wanken zu bringen. „Selbst in unsern Tagen fehlen solche kleine Aergernisse nicht ganz, was ich noch kürzlich dadurch erfuhr, daß ich, indem ich mir in unseres Herrn Pfarrers Küche über den Brudermeister-Geschäften eine Pfeife anmachte, und dabei der Köchin die Ofenzange versteckte. Seit zehn Tagen quälte mich nun die Köchin um ihre Zange, wollte sie von mir wieder haben, und hatte sie, wie ich leicht ermitteln konnte, auch noch immer nicht gefunden. Am Tage unserer Abreise, wo sie grob wurde, und mich einen Dieb schalt, sagte ich ihr gut und kurz, daß die Zange in ihrem Bette läge, in welchem sie dieselbe längst gefunden haben müßte, wenn sie darin geschlafen hätte."

Nachdem ich von diesen und ähnlichen Erzählungen, die eine treffliche Nutzenwendung gestatteten, ermüdet war, sagte ich meinen Freunden gute Nacht und legte mich zur Ruhe, wo ich dann bald durch das verworrenste Geräusch, das aus Beten und Fluchen, aus heissem Schreien und Gelächter, aus Drehorgeln und Saitengeklimper bestand, in den Schlaf gelullt wurde.

Ich erwachte spät, ziemlich unsanft geschüttelt. Freund Schwämmlein suchte mich auf die Beine zu bringen. Er sah, wie ich nach und nach bemerkte, sehr aufgeregt aus, und hatte seine Kleider mehr umgeworfen als angezogen. Jeder verschwendete an dem Andern eine Menge Ausrufzeichen, bevor er fragte, was dieser wolle, was

das seltsame Spiel zu bedeuten habe. Ich war bloß aus einem frommen Traume geweckt worden, und fand erwacht alles noch so vor, wie ich es gelassen, Schwämmlein aber konnte dasselbe nicht von sich sagen. Sein frommer Traum war an ein bitteres Erwachen geknüpft. Er war im Arme seiner frommen Bekehrerin eingeschlafen, schon halb katholisch gewesen, und hatte aufwachend sie nicht gefunden, seit zwei Stunden hatte er sie bereits in Hof und Hall, Gasse und Kirche gesucht. Seine Uhr, seine Ringe, sein Geldbeutel, seine Brieftasche mit der Einlage von Papiergelde waren gleicherweise auf räthselhafte Art entschwunden. Keine Hilfe blieb ferner, als zur Ortsbehörde Zuflucht zu nehmen, und der Heiligen Steckbriefe nachzusenden, wenn sie den Wallfahrtsort schon verlassen haben sollte. — Ist wohl je ein so herber Fall vorgekommen, daß ein Verliebter einem Polizeibeamten die ganze holdselige Beschreibung seiner Geliebten in die Feder sprechen muß, um ihrer und seiner Habseligkeiten wieder theilhaftig zu werden? Hier hatte er Statt, ein Anblick zum Lachen und zum Weinen zugleich. Von der Polizeistube, wo uns gute Verheißungen die Hülle und Fülle wurden, kreuzten wir noch einige Mal durch das Städtchen, ob uns in Halle und Kirche keine Kunde werde, aber all unser Fragen blieb ohne Erfolg, jeder Kopf war mit Wundern und Abenteuern so vollgepfropft, daß er keine Zeit hatte an die unsrigen zu denken. Von meinen Bekannten schaute ich noch das auf Erbsen einhergeschrittene Pärchen, welches vereinigt vor dem Altar der Himmelsjungfrau seinen Dank darbrachte, das wohl unter diesen Umständen keine Trennung, wenn auch einen gewaltigen Unmuthsturm der Eltern zu bestehen haben wird.

Auch von meinem Landmanne und dem Brudermeister, der von seiner morgendlichen Segensmesse, die er genießen wollte, wie von einem Schnapfe sprach, konnte ich freundlichen Urlaub nehmen, und dann meinen Freund, als alle Erkundigungen fruchtlos blieben, aus dem Städtchen auf den Rückweg führen, nach welchem wir beide uns aus Herzensgrunde sehnten; ich, übersättiget von aller moderhaltigen Heiligkeit, er, beschämt über seine Bekehrungslust, über das Näschen,

welches die züchtige Jungfrau aus Ungarn ihm gedreht hatte. Zu Fuße waren wir angewandert, als Fußgänger empfahlen wir uns wieder, hüteten uns aber, irgend einem frommen Heimzügler-Schwarme uns anzuschließen, obschon alle Straßen reichlich von denselben überfluthet waren. Pilger und Pilgerzüge mit Hubertsriemchen in den Knopflöchern, mit zinnernen Denkmünzen und Bildchen von Spiegelglashinterlagen behangen, zogen des Weges, auf dem Hute wie einen Strauß die kleine dreieckige Wimpelfahne befestiget. Pilgerkarren, an welchen solche Fähnchen duzendweise angebracht, schoben sich in unabsehbaren Zügen daher. Keineswegs bemerkten wir aber an den Rückziehenden die spärliche Ordnung, welche wir an den Hinziehenden bemerkt hatten, alle drängten entweder bunt durcheinander, oder lösten sich in einzelne Truppe und Bärchen auf, die nicht weniger als beteten, sich auf das Mannigsfachste unterhielten, und den Rest ihrer Reise auf's Anmuthigste zuzubringen strebten. Erst vor einem Dorfe oder vor einem Städtchen sammelten sich die Züge wieder, hielten an, ordneten sich und schritten so wieder ehrbar singend und betend mit Kreuz und Fahnen durch die Gassen. Wo sie andächtig sein sollten, waren sie nichts weniger als andächtig, und dorten gerade, wo sie andere durch ihre Andacht stören, und nicht erbauen konnten, bemühten sie sich, andächtig zu scheinen; oder, wenn auch nicht eigentlich andächtig, sich des Betens und Singens wie eines anderweitigen Dienstes abzuthun. Phsygnomische Studien konnten auf unserem Zuge ziemlich entschieden gemacht werden, indem eines Theils die schlaue Frömmigkeit junger Bauerdirnen und ihrer Verehrer so unverkennbar hervorleuchtete, wie die verschlossene und abgeschlossene Dummheit älterer Zügler, wie der eitele Volksführereifer der verschiedenen Brudermeister und der Geistlichen, welche um spärlichen Gewinn hunderte von theils fleißigen Wirthen ihren Geschäften entzogen, Mütter ihren Säuglingen entfremdeten, um auf einer so wenig erspriesslichen, so wenig unterrichtenden Reise zu schmachten. Wirklich gingen jetzt bei steigender Sonnenhize die Lasten des Tages in Schmachten über, selber bei uns, die wir einzeln bequemer und rascher unsere Pfade durchmessen konnten.

Unterwegs hatten wir Gelegenheit zu erfahren, wie ein frommer Zugführer, der das Verschmachten vermeiden wollte, hier im Entgegengesetzten, in der Fülle umkam. Es war dieses ein Pfarrer aus der Nähe Kölns, der es gewagt hatte, der gesunden Vernunft Trost zu bieten, und seine Schaafherde in Person anzuführen. Da ihm, dem Wohlbeleibten, die Hize, die Länge des Weges zu drückend wurde, hatte er sich auf einen der Bruderkarren gesetzt, und zwar auf denselben, auf welchen die Frommen ein Häßlein bairischen Bieres mit des Weges führten. Dort bairischem Biere und bairischer Frömmigkeit obliegend, ward er vom Schlage gerührt, so daß er das Zeitliche kaum segnen konnte, bevor er in die Ewigkeit überging. Wir langten gerade vor dem Zuge an, als derselbe das Hinüberschlummern ihres Führers bemerkte und vergebliche Versuche zu dessen Erwecken machte, und hörten die Klagen um den Mann, das Lob, das ihm reich mit in die himmlischen Hallen gegeben wurde. Er war ein Pilger wie er sein sollte, kein hermesianischer Keger, keiner von denen, die das Gift falscher Lehre so verborgen mit sich tragen, so daß die Heiligen noch nicht zu sagen vermögen, wo es eigentlich siße, was es sei; kurz, er hatte nie gedacht. Wir zogen durch die Trauer unaufgehalten weiter, ohne daß wir vielen Abenteuern in dem flachen Lande begegneten, und wurden nach und nach erlöst von der Pilger bewimpelten Zügen und ihrem näselnden, rythmischen Gebete.

Eine Meile ferner jedoch, hatten wir ein fröhlicheres Pilgerschauspiel. An einer Waldecke hatte sich eine Wallfahrt versammelt, ihre künftigen Brudermeister zu wählen. Die Wahl findet immer auf dem Heimwege Statt, gilt für den kommenden Zug wieder, bis zum Heimwege, und geschieht durch feierliches Ausrufen, über welches die Mädchen und Frauen gewiß nicht ohne vorhergehende Berathungen und Wahlränke einig geworden sind. Die Ausrufe, der Jubel der Wählenden und Gewählten, die Reden der Abgedankten und Erhobenen, das Bekränzen der neuen Volks- und Zugtribunen, bildeten gewiß das schönste Zwischenspiel, was wir auf unserer Fahrt erlebt hatten, dazu eines, was, soviel wir

erfahren, keinem eine Rippe bläute, noch das Gewissen später beängstigen konnte. Nach diesem lustigen Festaufzuge eilten wir, die Kölner Straße einzuschlagen.

Die einzige denkwürdige Raft, welche wir auf der kurzen Fahrt machten, lag in einem anmuthigen Thale der Erft, im Dorfe Niederempt, wo ein lebendiger Heiliger seine Wunder wirkte, und solchen Zulauf hatte, daß er mit der heiligen Jungfrau in Kavelar wetteifern konnte, ja wirklich mehr Gläubige aufzählte, indem zu ihm nur Sieche und Schwache pilgerten, wo hingegen meist Gesunde und Starke nach der Gottesmutter zogen. Viele Pilger von den Gnadenorten hatten sich durch Neugierde oder Heilshoffnung verleiten lassen, denselben Abstecher wie wir zu machen, so daß ich hier noch einmal meinem bayerischen Freunde begegnete.

Neben den wenigen zierlich überspannten bewimpelten Pilgerkarren gewahrten wir eine Menge von allerhand in der Eile zusammengerastten Fuhrwerken, die, nach dem vielen an ihnen hastenden Schmutze zu urtheilen, auf beschwerlichen Feldwegen angefahren waren. Alle diese Karren fanden wir mit Menschen beladen, welche sich durch ihr todtenähnliches Aussehen vor den früheren fröhlichen Pilgern auszeichneten, welche theilweise durch Spuren ekelhafter Krankheiten dem Vorbeigehenden einen höchst unangenehmen Anblick gewährten. Unreinliche Kinder, ungewaschen und ungekämmt, mit Friesaugen und abgemagerten Leibern, wechselten mit Sichtbrüchigen, Blinden und Krüppeln, die alle auf den Ruf des neuen Wundermannes sich in dem Dorfe sammelten, vor dem Hause des Schäfers Heinrich Mehren zusammendrängten. Die Polizei des Ortes hatte ihre Hände voll zu thun, die Leute in ihrem Gedränge zu beschwichtigen, daß sie nicht übereinander herstürzten, sich nicht in ihrem Eifer, zum Heiligen zu gelangen, thätig in die Haare geriethen. Das dichtumdrängte Haus, wie dicht es umlagert war, umfaßte, als wir anlangten, den Heiligen nicht mehr, weil derselbe, über den Zudrang ermüdet, sich durch eine Hinterthüre weggeschlichen und an einem Glase Brantwein in einer entfernten Schenke zu neuen Wundern stärkte. Wir geriethen zufällig in dieselbe Schenke

und wurden des Glückes theilhaftig, den Mann zu sehen, ohne daß wir uns deshalb zu bemühen brauchten. Er hatte ein Gesicht, in welchem die roheste bäuerische Dummheit mit hinterlistiger Verschlagenheit gepaart waren, das zeigte, wie der Mann gläubig bis zum Kern sich herausnehmen konnte: seinen Gott, den er glaubte, hänseln zu wollen. Der lange Bart, wie die einfache bäuerliche Tracht, der blaue Kittel hätten ihm nicht übel gelassen, wenn er sich etwas würdiger darin zu benehmen gewußt.

Der Schäfer war so klug, kein Geld von den Hilfsbedürftigen zu fordern, sondern jeden nach Belieben und Gutdünken zahlen zu lassen. Dafür fanden sich aber kluge Unterhändler, welche sich von den frommen Zudrängern überaus gut bezahlen ließen, um ihnen beim Wundermanne Gehör zu verschaffen, und mit diesen stellvertretenden Kämmerlingen stand der Hauptheld von Niederempt wohl in Verbindung. Die angesehensten Gäste wurden bald im Gasthose vorgenommen, bekamen die ungewaschenen Hände des Schäfers aufgelegt, der während der Auslegung ein Gebet hermurmelte, nach demselben dem Gläubigen ein tägliches Gebet auflegte, bis die Heilung erfolgt sein würde. Dank der abergläubischen Bewegung, erklärten die meisten Anwesenden, daß sie sich schon wirklich besser fühlten, obschon kein Dritter sehen konnte, daß sich ihr Zustand irgend gebessert hatte, obschon die meisten, die zurückgeführt und auf Karren geladen wurden, mörderisch ihre Gesichter verzogen und oft Weh und Ach schriegen. Man erzählte uns, daß sogar einige Protestanten, ja Juden in Niederempt, oder in dem zwei Meilen weit entfernten Dorfe Neurath, wo der Wundermann wöchentlich drei Tage zur Heilung saße, eingekehrt seien, sich Katholiken gemiethet hätten, die gehörigen Gebete für sie zu sprechen, um so seine Wunderkraft in Anspruch nehmen zu können. Wie in Kavelar, waren die Wirthe die eifrigsten Gönner des Heiligen, verbreiteten am eifrigsten die Gerüchte der Heilung, welche aber auch hier stets in absteigender Weise gelogen wurden, so daß man die Wunder des linken Rheinufers den Pilgern des rechten Ufers aufband, den Kölnern vorlog, wie ein Elberfelder Keger geheilt worden sei. Ueber zwei Stunden schauten wir das Frei-

ben des Mannes und seiner Gehilfen, das Drängen der Kranken vor der Thüre, die endlich seinen Aufenthalt gewittert hatten. Sogar der Landmann schalt den Wunderarzt im Stillen einen Betrüger, obgleich sich wohl hütend, öffentlich vor dem rasenden Schwarme seine Gefinnungen laut werden zu lassen. Da aber der Schäfer zufällig bei einem Fenster vorbeiging, einige Scheiben desselben einstieß und der Wirth deshalb ein Geschrei erhob, konnte der Landwirth seine Zunge nicht zügeln, sondern bat den Wundermann in gleichnerischen Ausdrücken: jetzt möge er durch ein Zeichen sich auf das Unbezweifelste vor Allen bewähren und die zerbrochenen Scheiben an einander fügen. Der so in Versuchung geführte Wunderwirker mußte hier natürlich stumm bleiben und sich so gut aus der Sache ziehen, als es nur gehen wollte, konnte aber trotz seines würdigen Bartes nicht verhüten, daß selbst die eifrigsten Gläubigen die Einwürfe des Landmannes nun belachten. Ein frommer Kölner gab uns ein Wunder, das er bezeugen wolle, zum besten. Eine Dame mit einem kürzeren Fuße hatte die Hilfe des Schäfers in Anspruch genommen, von demselben aber befragt, das fehlende Maaß des kleinern Fußes doppelt zu groß angegeben, so daß dadurch, nach dem frommen Handauslegen, der kurze Fuß der zu lange, der lange umgekehrt der zu kurze war, daß die Gläubige sich eben schlecht bedient fühlte, aber einmal mit einem Wunder beglückt, sich von dannen trollen mußte.

Ein trunkener Polizeidiener, erzählte ein Anderer, welcher den Schwall des Volkes nicht aufhalten konnte, wird zuletzt zornig und schlägt mit dem Säbel in die Anstürmenden, deren einen er um einen Kopf kürzer macht. Auf diesen entsetzlichen Fall läuft gleich der Wunderhirt herbei, faßt das blutende Haupt und hält es betend an den Numpfs, daß der Niedergesunkene alsbald sich frisch und gesund wieder erhebt. Jeder entsetzt sich jedoch, als er sieht, daß das Haupt verkehrt angeheilt worden, daß der Mann das Gesicht nach hinten zu gekehrt hat. Der fromme Hirt, seinen Irrthum einsehend, ruft auch gleich nach einem Messer, um dem Manne noch einmal den Hals abzuschneiden. Dieser aber dankt für den guten Willen und erklärt, daß ihm als Seil-

spinner, der er sonst immer rückwärts gehen müsse, diese Leibesveränderung sehr zweckmäßig scheine. Noch vieler solcher Begebnisse konnte ich vernehmen und daraus erfahren, daß selbst hier an Ort und Stelle gefährliche Humoristen ihr Wesen trieben, vor denen der Wunderschäfer wohl früher oder später die Flagge zu streichen hatte, wie sehr die höhere und höchste Geistlichkeit darauf bedacht war, sein verdummendes Spiel nicht zu unterbrechen.

Mit der Eisenbahn fuhren wir durch den Tunnel nach Köln zurück, und konnten hier den Menschenggeist in seinem Glanze bewundern. Er kann Berge versetzen und untergraben, Städte bewegen und mit Eisenbanden verbinden, unterliegt aber dann einem Schäfer, einer Gauklerin, wie jener Riese etwa, der einen Weltweisen verdauen konnte, nicht aber seinen Pantoffel. Am Tage, wo unser frommer Zug sich trennte, wo Schwämmlein von Köln rheinauf schied, erhielt er folgenden Brief, den ich hier noch eben dem Leser mittheilen will.

Geehrtester Herr!

Sie werden über mich wie über ihre kleineren Habseligkeiten einige Zeit in Sorge geschwebt haben. Fassen Sie sich, insofern es noch nicht geschehen, und seien Sie überzeugt, daß ich mir diese kleinen Liebespfänder nahm und mich von Ihnen in der Stille entfernte, weil das spätere Trennen um so schmerzlicher gewesen sein würde. Sie werden gewiß sobald meiner nicht vergessen und in Ihrer Bekehrung fortschreiten, zu welcher ich den Grund lege. Wenn Sie zum Durchbruche gekommen, ist alles in Ihrer Macht; bis dahin werden Sie sich überzeugen, daß der Mensch durch vermißte Pfänder eher zur Erinnerung geführt wird, als durch die, welche er besitzt. Mit diesem Wahlspruch danke ich Ihnen nochmals für Ihre geistreiche Begleitung, für alle Opfer und bleibe immerfort Ihre

Nirgends, am 28. August 1842.

ergebenste Dienerin

diesmal Ulrike Gräfin Talvi.

## Was zunächst!

Ein Kind, welches Diamanten findet, ohne sie zu kennen, tauscht mit ihnen den nächsten besten Glasstein ein. Ein Volk ohne politische Vergangenheit ist auch ein Kind; und findet es zufällig durch eine Revolution die Goldminen der Freiheit, so verschleudert und vertändelt es leichtsinnig seinen Fund, und hat am Ende Nichts davon! —

Wir stehen am Krankenbette unserer Freiheit! —

Glaubt ja nicht, daß die Krebspartei die schöne Frau meuchlings ermorden will, glaubt auch nicht, daß sie unreine Demokratenhände geschändet haben. Nein! —

Die Freiheit liegt am Zeitgeist darnieder!

Unser Zeitgeist kränkelt, unsere sittliche Bildung ist vernachlässigt und die Fittige unseres Gedankenschwunges sind gelähmt. Wir sind halbe Leute, die in den Tag leben, ohne uns für denselben vorzubereiten. Wir halten ängstlich unseren Geldbeutel in der Hand und legen an die heiligsten Gefühle den Maßstab des Kostenpunktes und der Wohlfeilheit. —

Unser Zeitgeist hat die Freiheit krank gemacht, der Zeitgeist des breiten Spießbürgerthums, und der politischen Charakterlosigkeit. Wir sind zu wenig sittlich, zu wenig tugendhaft für eine Freiheit, die uns ein staunenswerther Zufall in die Hände gab, und die so Viele unverstanden wieder wegwerfen wollen. Wir verdienen diese Freiheit nicht! —

Bedauerlich ist es, wenn noch viele Demokraten mit harten Worten in das Volk hineindonnern wollen, und nicht bedenken, daß ein heftiges Schwimmen gegen den zum Rückschritt fortjagenden Strom schwer möglich, und auch eben so undankbar ist! —

Alle unsere bitteren Thränen über das so schwer Verlorne bringen nicht ein Stückchen mehr davon zurück. —

Ebenso geht es in politischer Richtung, und es wäre eine große folgenreiche Sünde der Eitelkeit von Seite der radikalen Partei, wenn sie glaubt, noch alsogleich befruchtende Worte austreuen zu können! —

Wir stehen ja an dem Vorabende der Herrschaft der Bourgeoise, die zäher als der Adel, schwieriger als er zu bekämpfen ist, und den vierten Stand hart niederdrücken wird. — Es wird der Zeitpunkt der reinen echten segenvollen Demokratie übrigens nach Monaten dennoch kommen, die widersprechenden nationalen Elemente werden das demokratische Prinzip befördern. Jetzt haben wir den Zeitpunkt für dasselbe leider verschlafen. —

Vor Allem muß nun jedem Rechtlichdenkenden daran liegen, ein künftiges Geschlecht noch von den Sünden, an denen das alte hinsiecht, zu befreien. —

Wir müssen eine frische, kühne Jugend heranzubilden, die, gestärkt durch die noch etwas freier konstitutionelle Luft, die man uns zum Ergötzen belassen wird, mit frischem Muth dem alles verschlingenden Egoismus entgegentreten soll. —

Der Volksunterricht und seine Verbesserung ist das erste Augenmerk eines Liberalen. Vom Volksunterrichte hängt ja die sittliche und geistige Bildung des Menschen, und von dieser eben die Fortbildung unserer Freiheit ab. —

Der Volksunterricht muß gleichartig in seinen Grundelementen vollkommen ebenso für den Fürsten und Landmann geltend, vollständig gut organisiert und doch wohlfeil sein; er darf nicht von der Güte der Gemeinde abhängen! —

Denn die Geldkasten der Gemeinde sind ein Grab der Bildung, und der Lehrer ein Bedienter desjenigen oft, der ihm zahlt. Der Staat soll die Lehrer zahlen, und ist verantwortlich für ihre sorgfältige Ausbildung. —

Nach einem guten Volksunterrichte ist es Aufgabe, zunächst den jungen keimenden Geist durch taugliche Mittel an den Ernst des Lebens zu gewöhnen, und die Flachheit der Gesinnung durch kräftige Lektüre zu verwischen. Der Ernst des Lebens fordert religiöse Bildung, und der Blißableiter flacher Gesinnung besteht vorzugsweise in einer soliden guten Vermittelung zwischen Wissenschaft und Leben. —

Religiöse Bildung muß dem jungen Gemüthe zukommen: denn der Glaube, den man festigen soll, blüht in seiner ursprünglichen Reinheit nur in jungen Herzen! dem Erwachsenen sollen Wie-

derholungsschulen Gelegenheit zur geistigen Fortdauer und einen aus sich selbst entwickelnden Fortschritt geben. —

Unser sogenanntes volksthümlisches Ministerium, selbst mitgerissen in die Rückschrittbewegung der Zeit, ohne die Kraft zu haben, sie zu beherrschen, und ohne den Muth, sie zu brechen; soll wenigstens hier im Sinne der Demokratie wirken, und einen guten Studienplan ausarbeiten! —

Es giebt andere Mittel für künftige Fälle, Arbeiterkrawalls hintanzuhalten, als mit Schusswaffen oder Gewalt überhaupt — es ist das Mittel der Bildung! — Freilich läßt sich Bildung nicht so schnell anschaffen, wie Herabsetzung des Lohnes, und insofern steht dieses Mittel natürlich nach! —

Allein es bleibt angenehmer, angemessener und schöner. Derweilen müssen uns noch ein paar zurückgebliebene Hoffnungen und der Gedanke an die Heiligkeit und Reinheit des demokratischen Prinzips ein klein wenig gegen alle die Deserteure der Freiheit beschützen. Es thut Noth! — Dringend Noth! — Der Egoismus tritt mit seinen plumpen Schritten senst noch mehre Blüthen der Freiheit ab! —

(Der Freimüthige.)

### **Sendschreiben an den Fürsten F. Carl von Leiningen, den ersten deutschen Ministerpräsidenten.**

Sw. Durchlaucht haben die Meinung Vieler ausgesprochen, wenn Sie die neuesten Ereignisse in Deutschland, als von der großen Mehrheit der Nation hervorgerufen, bezeichnen, und haben im Sinne dieser Mehrheit die unvermeidlichen Konsequenzen dieser Begebenheiten besprochen. Nicht in trauriger Nachäffung dessen, was im Nachbarstaate vor sich gegangen, ist die deutsche Bewegung erfolgt. Dort hat man sich in 24 Stunden überstürzt, und bald nachher erbat die verschiedenen Landestheile, als eine Wohlthat, die Proklamirung der Kriegsgesetze; man fing damit an,

Nationalwerkstätten zu errichten, und sah sich gezwungen, sie durch Flintenschüsse wieder aufzulösen; man setzte die wildesten Schreier in die Regierung, und nicht drei Monate später in die Kerker; man versprach Hilfe aller Welt und leistete sie Niemandem. Wie ganz anders war der Gang der Ereignisse in Deutschland! Von keiner der bestehenden Regierungen, und doch auch nicht durch gewaltsame Volksbewegungen berufen, allein von der Achtung und dem Vertrauen der Nation getragen, versammelten sich die Männer, welche durch Wort und Schrift in dreißigjährigem Kampfe unermüdet des Volkes Freiheit und des Vaterlandes Einheit erstrebten, und bald schlossen sich ihnen die an, für welche nun die Pforten des Landes nicht länger verschlossen waren. Auf ihren Ruf trat die nun versammelte, aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangene Nationalversammlung in's Leben. Die Regierungen selbst ordneten die Wahlen an; somit war von nun an das Prinzip der Volkssouverainetät anerkannt. Die Bundesversammlung, der Nation nur durch eine Reihe von Attentaten gegen die Freiheit bekannt, legte die Macht, von der sie so argen Mißbrauch getrieben, in die Hände des von der Nation erwählten Reichsverwesers nieder. Vertrauensvoll blickt das Volk auf die weiteren Berathungen der Nationalversammlung, da das bisher Geschehene zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Die Grundrechte des deutschen Volkes versprechen der Freiheit eine so breite Basis, daß selbst die Regierungsformen dann von geringerer Wichtigkeit werden. Mögen die Fürsten dann immerhin als die Ersten vorangehen und ihren Beruf erkennen, des Volkes Führer zu sein auf dem Wege der Ehre, des Rechts und der Geseßlichkeit. Nur überlasse man es von nun an Kosaken und Chinesen, von angestammten Fürsten zu reden, und treibe nicht ein auf die Leidenschaften der ungebildeten Menge berechnetes Spiel mit hohlen Redensarten, wie z. B. alte Treue, hergebrachte Rechte, altherwürdige Gebräuche u. s. w., welche alle auf die vorliegende Frage nicht anwendbar, bei jedem denkenden Menschen in diesem Falle längst alle Bedeutung verloren haben. In der Hand der Nation liegt es nun, dem neu entstandenen deutschen Reiche eine ruhmvolle Stelle

anzuweisen, dem deutschen Namen Ehre und Achtung zu verschaffen, die Mündigkeit der Nation für Selbstregierung zu beweisen, oder sich für alle Zeiten in den Büchern der Geschichte lächerlich zu machen. — Kein Volk besitzt in größerem Maße, als das deutsche, die Elemente einheitlicher Nationalität und kräftiger Cohäsion. Eine über das ganze Land verbreitete, keiner frühern Civilisation entlehnte Sprache, eine alte Literatur, ein gemeinsames Interesse gegen das Ausland, sind unerschütterliche Grundlagen, welche selbst die leidigen Religionskriege, die durch die Gefittung und wissenschaftliche Bildung der Nation nun für immer unmöglich sind, nicht zertrümmern konnten, und an welchen wohl auch die im Norden auftauchenden, von einer selbstjüchtigen Partei genährten, separatistischen Gelüste scheitern müssen. Obschon man dort das Geipenst eines Preußenthums heraufbeschworen, um durch glorreiche Erinnerungen aus der Vergangenheit die unlautern Absichten der Gegenwart zu maskiren, so muß der gesunde Sinn des Volkes auch dort bald erkennen, daß man es mit leeren Worten täuscht. Preußens ruhmvollste Zeit war die, wo das deutsche Volk in den preußischen Landen dem übrigen Theil der Nation voranging auf dem Wege der Vaterlandsliebe, als es zuerst die Waffen ergriff, fremden Uebermuth niederzuschlagen und Deutschlands Unabhängigkeit und Freiheit zu retten. Von dieser Zeit an war Preußen wirklich groß, weil es für eine deutsche, für eine nationale Sache, gekämpft und gestegt. Allein läßt sich dasselbe sagen von den Kriegen, in denen Preußen für die Interessen seiner Fürsten geblietet? Wer hat mehr als die mit fremder Hilfe unternommenen schlesischen Kriege beigetragen, Deutschlands Kraft zu lähmen? Werden nicht auch in Preußen die Zeiten der Demarcationslinie nur schmerzliche Erinnerungen? Und will man deutsche Einheit denn durchaus auf historischen Boden stellen, will man der Gegenwart das Recht auf eine eigene Geschichte nicht zugestehen, so sei man wenigstens ehrlich genug, die Sache von allen Seiten zu betrachten, und zuzugeben, daß Preußen nur als Theil von Deutschland, und weil es deutsch, zu seiner heutigen Größe und Macht gelangt ist. Wenn nun preussische Reminiscenzen,

denen noch Ruhm und Ehre zu Grunde liegt, einer einheitlichen deutschen Nationalität gegenüber dahinschwinden müssen, so gilt dies um so mehr von den separatistischen Tendenzen jener Regierungen, deren Vergangenheit ihnen mindestens keinen Anspruch giebt auf die Achtung und Liebe ihrer Staatsangehörigen. Hannovers, Braunschweigs und Hessens Annalen sind die Schattenseiten deutscher Geschichte, und die Regierungen dieser Länder sollten sich des Momentes freuen, wo sie, in ein gemeinschaftliches Vaterland verschmolzen, die Hoffnung erhalten, daß ihre Völker sich nicht immer an die Vergangenheit erinnern. Das nun zur Geltung gekommene Princip der Volkssouverainetät wird hoffentlich auch in diesen Gegenden Deutschlands mächtig genug sein, dem egoistischen Schwindel einzelner Classen Einhalt zu thun. Dann nur wird deutsche Einheit, nach den Worten jenes unsterblichen Philosophen des Alterthums, einer Wassermasse gleichen, welche vom Sturm gepeitscht, keinen Tropfen verliert, nicht einem Sandhaufen, den der leiseste Wind verweht und zerstreut. Ein Haupthinderniß deutscher Einheit zeigt sich in der ungleichen Größe und in deren Folge in den ungleichen Titeln der deutschen Fürsten. Dem Reich gegenüber sollte die letzte Verschiedenheit aufhören, und der ersteren dadurch begegnet werden, daß man nur Fürsten der einzelnen Ländertheile: von Preußen, Schlessen, Brandenburg, Böhmen, Mähren, Oesterreich u. s. w., so viele solche Theile auch ein Ganzes bilden mögen, anerkennen und unter dem Reichsoberhaupt nur gleichnamige Fürsten und Landesheile von mäßiger und nicht gar zu verschiedener Ausdehnung bestehen. Dadurch würden mit möglichster Berücksichtigung bestehender Verhältnisse, die einzelnen Theile dem Reiche näher gebracht, und ein Kampf zwischen dem Ganzen und den Theilen nicht mehr stattfinden können. Versuchte man aber nur, über die Schwierigkeiten des Augenblicks hinwegzukommen, den Schein an die Stelle der Wirklichkeit zu setzen, so würde man ein System der Lüge schaffen, welches sehr bald von der Nation als solches anerkannt und nicht länger geduldet würde. Der Zustand der Revolution, immer nur ein trauriger, würde dann wiederkehren, und der Kampf mit größerer Er-

bitterung geführt werden, je unwirksamer die Heilmittel, oder je untauglicher die Heilkünstler sich erwiesen. Denn sowie die Einheit die Nationalität bedingt, so ist ohne sie die Centralgewalt nur ein leerer Traum, und die Vollziehung der Beschlüsse der Nationalversammlung unsicher und zweifelhaft. Schon ist die Meinung weit verbreitet, daß die Einheit des Landes nur auf dem Wege der Republik zu erreichen sei, und es ist die Sache der Fürsten, diese Meinung nicht zur Ueberzeugung werden zu lassen. Geschieht dies, dann erneuert sich der Kampf; dann theilt sich die Nation in Freunde der Freiheit und des Vaterlandes und in Freunde der Fürsten; die Einheit entsteht, und Kronen und Fürstenhüte verschwinden. Möge es der Weisheit der Nationalversammlung und dem ehrlichen Willen deutscher Fürsten gelingen, solche Stürme unserm Vaterlande zu ersparen und dadurch die Zeiten der Ruhe und des Wohlstandes herbeizuführen, in denen allein es möglich ist, jene socialen Fragen befriedigend zu lösen, welche weder Worte, noch der Donner der Kanonen für immer zu beseitigen mehr im Stande sind. Dann mag es deutscher Gründlichkeit vielleicht noch gelingen, jenes große, unheilswangere Problem zu lösen, wie das Eigenthumsrecht, diese erste und wichtigste Errungenschaft der Civilisation, dieser mächtigste Hebel menschlicher Strebbarkeit, unverfehrt erhalten und doch nicht länger hungrige Menschen dem Ausfliegen der Kornspeicher zusehen; wie, ohne Nationalwerkstätten für Träge und Arbeitsscheue zum Verderben unabhängiger, betriebsamer Arbeiter zu errichten, der Fleißige, Arbeitssuchende nicht verkümmere; wie das Jubeljahr der Bibel zur Wahrheit und der Anhäufung von Gütern in einer Hand vorgebeugt werde, und wie namentlich, die tiefste Wunde in neuerer Zeit, das Staatsschuldenwesen, noch zeitig genug geheilt, ehe Staat und Eigenthum in diesem Strudel verschwinden. Schon erliegt der Grundbesitz und dadurch die Nahrung des Volkes schweren Steuern, die größtentheils als Zinsen in fremde Länder wandern. Eine solche Giftquelle, jetzt, wo es noch ausführbar, zu stopfen, sei der Anfang socialer Reform, damit nicht bald nur Millionäre und Proletarier einander gegenüberstehen, und unser Vaterland

den traurigen Sieg der Pariser Junitage erspare. Ew. Durchlaucht Ernennung zum Präsidenten des Ministerrathes, unmittelbar nach Veröffentlichung Ihres Schreibens, ist ein erfreulicher Beweis, daß Se. kaiserliche Hoheit der Reichsverweser, die darin ausgesprochenen Gesinnungen theilt. Handeln Sie nun nach den Grundsätzen, welche Sie so freimüthig ausgesprochen; geben Sie der Nation durch kräftige Handhabung der Centralgewalt die Gewißheit, daß der Vollzug der Beschlüsse der Nationalversammlung vollständig und überall erfolgt; stützen Sie sich auf den Willen der Nation, um kleinliche Particularinteressen, Adelsdünkel und Krämergeist niederzuschlagen; zeigen Sie dem Ausland, daß es nur ein Deutschland giebt, über dessen Interessen und Rechte fremde Regierungen nicht mehr, wenigstens nicht mehr mit Erfolg, berathen können, und Sie werden viel dazu beitragen, die Uebel vergessen zu machen, welche Männer Ihres Standes dem Vaterlande seit tausend Jahren zugesügt. Gedenken Sie immer Ihrer Worte, daß es nicht würdig ist, das Eine auszusprechen und das Andere zu wollen, und Ihr Name wird heller als Ihr Titel glänzen in den Reihen der Gründer deutscher Nationalität, deutscher Einheit und Freiheit. Benützen Sie Ihre gegenwärtige Stellung, um auszuführen, was Sie für unerläßlich halten, und Deutschland ist gerettet.

London, im September \* 1848.

Ein Deutscher.

### General von Radowiz.

Es giebt Männer, deren Betheiligung an den Geschicken des Vaterlandes man nie ohne die Befürchtungen des Unheils sehen kann. Zu diesen Männern gehört Herr von Radowiz. Seit seinem ersten bemerkenswerthen Hervortreten

\* Und während dieser Brief noch unterwegs war, handelte das erste deutsche verantwortliche Reichsministerium so unverantwortlich, daß es abdanken mußte.

hat er in weiten Kreisen jenes Gefühl geweckt, und dasselbe hat ihn auf allen seinen öffentlichen Schritten bis diesen Augenblick begleitet. Indem wir auf seine Vergangenheit hindeuten, wird es vielleicht klar, was an die Fersen des Mannes die Furcht des Unheils heftet. — Als im Jahre 1826 der Kurprinz von Hessen-Kassel, in Folge von Mißhelligkeiten mit seinem Vater, nach Berlin floh, begleitete ihn ein Herr von Radowiz, welchem der Obrist Kochenhausen, Decernent des kaiserlichen Kriegsministeriums in Personalien, den Abschied, ohne Vorwissen des Kurfürsten, der darüber sehr ungehalten war, hatte ausfertigen lassen. Hr. v. Caniz, der nachmalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, vermittelte den Eintritt des Hrn. v. Radowiz in den großen Generalstab der preussischen Armee. Eine durch Vielseitigkeit schimmernde Bildung und die zuverlässigste Haltung lenkte bald nicht weniger die Aufmerksamkeit auf den Herrn v. Radowiz, als sein in allen Fragen absprechender Ton ihm auch das Vertrauen wenigstens der Schwachen sicherte. Man hörte, daß derselbe auf der polytechnischen Schule zu Paris gebildet, als französischer Artillerie-Offizier in der Schlacht bei Bautzen den Orden der Ehrenlegion erworben, später den Ruf als Erzieher des jetzigen Kurfürsten von Hessen erhalten habe und dann dessen Adjutant geworden sei. Daß sein Vater ein Weinhändler Radowiz aus Ungarn gewesen, der nach wechselndem Aufenthalt in Kassel verschollen, lehnte Hr. v. Radowiz selbst ab, indem er eine liquide Schuldforderung jenes an den bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand nicht annahm. Wenn so die vornehme Welt über die wichtige Frage nach dem Ursprunge des Hrn. v. Radowiz, der inzwischen Major und Chef des Generalstabes der Artillerie unter dem Prinzen August geworden und sich zugleich die Gunst des damaligen Kronprinzen erworben, im Ungewissen blieb, so konnte sie doch darin eine Genugthuung finden, daß derselbe seine geistige Verwandtschaft preisgegeben. Er hatte, in der Voraussetzung, daß der bairische Gesandte ein Ultramontane sein müsse, dem Grafen von Lurzburg erörtert, daß eine tüchtige Erziehung allein in den Jesuiten-Schulen gewonnen werden könne. Graf Lurzburg aber konnte

damit nicht ganz übereinstimmen, da er selbst der reformirten Confession angehörte. Seit der Zeit aber wollte man wissen, daß Hr. v. Radowiz die robe courte trage, und der General von Grolmann, den er auf einer Mission nach Wien begleitet, bestärkte in dieser Meinung durch die Aeußerung, es sei ihm widerwärtig gewesen, seinen Begleiter, einen preussischen Offizier mit den Jarke's und Consorten bras dessus, bras dessous gesehen zu haben. Das mag auch wohl der Hauptgrund gewesen sein, daß es nicht gelang, dem Obersten von Radowiz, in der Stelle des Generals von Neumann, den Vortrag in Militärsachen bei des verstorbenen Königs Majestät zu verschaffen. Denn Friedrich Wilhelm III. mit seinem besonnenen Verstande und seiner alle extremen Richtungen glücklich vermeidenden Intuition liebte die mittelalterlichen Extravaganzen weder auf dem kirchlichen Gebiet, noch im Staatsleben. Indessen gelang es den Freunden und Gönnern des Herrn v. Radowiz, ihn als preussischen Militär-Commissarius zum Bundestage in Frankfurt, mit täglichen Diäten von 4 Grd'rs. zu senden. An diese Stellung knüpfte sich für den bald, außer seiner Anciennetät, zum General-Major ernannten Herrn v. Radowiz der Gesandtschaftsposten in Karlsruhe, wo derselbe seinen Freund, den Herrn von Ollerstädt ablöste, welcher sich einst als angehender Jagdjunker in Kassel große Verdienste um die Vergnügungen des Königs von Westphalen erworben hatte. Von dem Herrn von Radowiz aber glaubt man annehmen zu dürfen, daß er auf seinem Gesandtschaftsposten die Verhältnisse der Schweiz und die Interessen der Sonderbunds-Cantone mit besonderer Vorliebe ins Auge gefaßt und auf deren Gestaltung eingewirkt habe. Doch fand er noch Muße genug, darüber nachzudenken, wie Deutschland zweckmäßig mit der Preßfreiheit beschränkt werden könne; und der bekannte Entwurf eines Preßgesetzes, von dem man fürchtete, daß er von Seiten Preußens dem Bundestage empfohlen worden, wird dem Herrn v. Radowiz zugeschrieben. Als Schriftsteller war Hr. v. Radowiz übrigens schon im Jahre 1827 aufgetreten, und zwar mit einem Handbuch für die Anwendung der reinen Mathematik, von welchem indessen nur die Formeln der Geometrie

und Trigonometrie, als erster Theil, erschienen. Das rein compilatorische Werk ist, wie sein Verfasser selbst ein System von Formulare und Rechnungsrecepten, und hat deshalb auch nie eine Bedeutung gewonnen; sollte aber auch wohl nur dazu dienen, seinen Verfasser den Charakter der Wissenschaftlichkeit zu vindiziren, deren es jedoch selbst gänzlich ermangelt. Ein dem wissenschaftlichen Werthe nach ähnliches Buch, freilich auf ganz entgegengesetztem Gebiet, sind die „Heiligen Attribute“ des Hrn. v. Radowiz, welche ein genaues Studium der Heiligen-Geschichte bekunden, und voraussetzen lassen, daß der Verfasser auf diesem Felde glücklichere Erfolge erkämpft haben würde, als auf dem der Strategie. Wenigstens entschied der Ausgang des Sonderbundkrieges gegen den Feldzugsplan mit der gerühmten Emmen-Position, welche von dem Hrn. v. Radowiz so dringend angerathen wurde. Seit diesem ersten Unfall für seine große Sache wurde derselbe überhaupt nicht eher wieder vom Glück begünstigt, bis er in Frankfurt den absolutistischen Preußen mit dem constitutionellen Deutschen vertauschte. Es ist bekannt, durch welchen voreiligen Streich die Neuschateller dem Congreß in ihrer Hauptstadt zuvorkamen, für welchen Herr v. Radowiz neben Colloredo, dem gelehrigen Schüler Metternich's und seiner verderblichen jesuitischen Politik, so eifrig gewirkt. Die Pariser waren auch so unhöflich, den Abschluß der Verhandlungen über die Unterdrückung der freien Schweiz zwischen den Herren Guizot, Colloredo und Radowiz nicht abzuwarten. Die Wiener vollends unterbrachen in höchst ungeschickter Weise die Verabredungen, welche Herr v. Radowiz mit dem Fürsten Metternich über die Dosis des Schlastrunkes für den Deutschen Michel treffen wollte. Ueber die Absichten des preußischen Cabinet's in Bezug auf die deutschen Verhältnisse hat uns Herr v. Radowiz in seiner jüngst erschienenen Broschüre dankenswerthe Enthüllungen gemacht, die uns aber noch reicher an dunklen Verschleierungen scheinen. Wir glauben sehr gern, weil wir es wissen, daß unseres Königs Sinn längst der Einheit Deutschlands geneigt war; aber wir glauben nicht, weil wir es anders wissen, daß sich den

Intentionen Sr. Majestät nur das Cabinet von Wien entgegenstellt. Herr v. Radowiz auch wird sich seines Ausspruchs erinnern: „Preußen im deutschen Kriegswesen mit Oesterreich verbinden, heiße den Lebenden an eine Leiche fesseln.“ Waren solche Neußerungen geeignet, für die Intentionen des Königs, für die Einheit Deutschlands zu gewinnen? — Nein! nicht erst in Wien, sondern schon in Berlin, in seiner nächsten Umgebung fand der König Hindernisse. Jene Coterie des Hofes und des Cabinet's, welche von dem russischen Hofe abhing und mit der Metternich'schen Jesuiten-Politik sich innig verbunden hatte, die Coterie, welche das Volk kirchlich und politisch mittelst der absoluten Monarchie für die Aristokratie und die Hierarchie knechten wollte, diese Coterie war der eigentliche, der einzige Feind einer starken Einheit Deutschlands. Von ihr spricht Hr. v. Radowiz nicht in seiner Broschüre, über sie macht er keine Enthüllungen, und doch wäre gerade er der rechte Mann dazu gewesen. Und dieser Mann, von dem sich erwarten ließ, daß er mit dem Verdammungsurtheil über sein System, wenn nicht aus Achtung, doch aus Furcht vor der frei gewordenen Stimme der Völker, die Vergessenheit suchen werde — dieser Mann wagt es nicht nur als Vertreter des Volkes in dem deutschen Parlament zu erscheinen, sondern er drängt sich hervor und es gelingt ihm bestimmend, entscheidend einzuwirken auf den Geist, auf die Beschlüsse dieses Parlaments. Das ist ein Schauspiel des tiefsten Schmerzes für Jeden, der es mit dem Vaterlande, mit der Freiheit redlich meint; das ist ein Schauspiel der begründetsten Befürchtungen für Jeden, der die finsternen, menschenfeindlichen Pläne jener hierarchisch-aristokratischen Partei kennt, durch deren hartnäckig geübte Schlangenkünste die Völker Europas in den Strudel der Revolution gestürzt, an den Rand des Verderbens geführt worden. Wachtet, Ihr Vertreter des Volkes, Ihr Vertrauensmänner des Vaterlandes, daß Ihr nicht, arglistig umgarnt, die Werkzeuge einer kalten, herzlosen, eigenmüßigen Diplomatie werdet, deren Ketten das Volk mit neuer blutiger That zerreißen müßte!

(Nat.-Ztg.)

## F e u i l l e t o n .

**Banzen.** Das Intelligenzblatt brachte folgende Aufforderung: Derjenige Herr, welcher gestern gegen Abend einer jungen Dame in Rosa- hut beinahe fünf Minuten lang nachsah, wird gebeten, sofort er reelle Absichten hat, seine Adresse mit Nachweis seiner Vermögensumstände unter N. 3. poste restante franco abzugeben.

**Berlin.** Die Zeitungshalle enthält Folgendes: Wie ist es am leichtesten zu bewirken, daß die Schranke der verschiedenen Religions-Parteien und der Stände fallen müssen? — Die Regierungen dürfen nur verordnen, daß fortan die verschiedenen Begräbnisplätze ihre bisherige Unterscheidungen, als Armen-, Böhmischer, Mährischer, Katholischer, Jüdischer, Französischer, Invaliden-, Soldaten-Kirchhof verlieren und daß alle Leichen auf allgemeinen, nur nach den verschiedenen Stadttheilen, wo sie liegen, getrennten Kirchhöfen bestattet werden. Darüber wird kein Streit sein, daß der Fürst und der Bettler, sowie alle die Befenner der verschiedenen Religionen im Tode gleich sind; nun, warum sollen denn Diejenigen, die, als sie noch in Lebenskraft mit einander verkehrten, sich im Verfolgen gleicher Zwecke einander gesellen mußten, nicht auch im Tode, wo nur der Leichnam verwest, neben einander ruben? Möget Ihr annehmen, daß die Seelen nach dem Tode geschieden, und die Guten in diesen, die Bösen in jenen Aufenthaltsort verwiesen werden, immerhin, aber bei dem allen nehmt Ihr doch nicht an, daß die Seelen der Reichen, der Armen, der Soldaten, der Bürger, sowie die der verschiedenen Religionsbekenner alle in gesonderten Paradiesen und Höllen ihr Unterkommen finden. Davon steht doch Nichts geschrieben, und es ist Euch auch nicht geboten, daß Ihr die Reichen von den Armen, das Militär von dem Civil, den Juden von dem Christen und wiederum den katholischen von dem lutherischen und diesen abermals von dem reformirten Christen getrennt begraben sollet. Es war eine gute Pfaffenspekulation, den Menschen vom Menschen zu trennen, um ihn desto besser zu knechten. Die Zeit der Freiheit ist gekommen, die Schranken fallen und der Mensch erkennt den Menschen ohne Unterschied des Standes und der Religion als seinen Bruder; laffet doch alle insgesamt brüderlich und friedlich mit einander leben und sterben. — Vielleicht geht dieser Wunsch in Erfüllung und man läßt noch Juden und Christen ruhig neben einander vermodern, aber Eines ist die Frage,

nemlich, ob wir nicht bald absolute, constitutionelle und republikanische Kirchhöfe haben werden! Denn Welch ein schauderhafter Gedanke für einen guten Bürger, sich neben einem Menschen begraben zu denken, der im Leben eine rothe Feder am Hüte getragen hat!

\* \* Eine Deputation von Gutsbesitzern hatte bei dem Minister Hansemann Audienz und stellte ihm vor, daß die von ihm beabsichtigten Steuerreformen die Gutsbesitzer arm machen müßten. Armuth, meine Herren, — entgegnete der Minister, — ist die beste Schule der Freiheit. — Da nun der Herr Minister sein Vebelang nichts gethan hat, als darauf hinzuwirken, daß er ein reicher Mann werde, so hat er sich selbst sein Urtheil über seine Unfähigkeit zum Lenker freier Bürger gesprochen.

\* \* Unjere praktische Seite:  
Ein Deutscher muß recht gründlich sein  
Und anders thut er's nie.  
Hat er am Ärmel einen Fleck,  
Studirt er die Chemie.  
Und er studiret Jahr und Tag,  
Bis er's herausgebracht,  
Wie man aus Leinwand, Seid' und Tuch  
Die Kleck' und Flecke macht.  
Und wenn er endlich Alles weiß,  
Dann ist es einerlei:  
Zwar ist der Fleck noch immer da,  
Doch ist der Rock entzwei.  
So construirt er auch den Staat,  
Studirt was Freiheit sei.  
Doch eh' er weiß, was Freiheit ist,  
Ist's selbst mit ihm vorbei.  
(Nat.-Btg.) Hoffmann von Fallersleben.

\* \* Bereits aus dem Jahre 1674 ist eine juristische Abhandlung vorhanden von dem Kanzler Abasverus Fritsch, in welcher unter dem Titel: Minister peccans sive Tractatus de peccatis Ministrorum, fünfzig Ministerial-Sünden abgehandelt werden. In dem 18. Jahrhundert haben diese Ministerialsünden sich eines reichen Zuwachses zu erfreuen gehabt, und schon Leyser kennt in seinem Tractatus De veris Ministrorum Principis delictis 77 Rubriken von Minister-Sünden. Nachstehend einige von den Fritsch-Leyser'schen Sünden: 1) Wenn ein Minister das Wasser trübe macht, um im Trüben fischen zu können. 2) Wenn er die stillen Klagen der Unterthanen ge-

ring schätzt und lieber ganze Provinzen aussterben läßt, ehe er dem Fürsten Unangenehmes mittheilt. 3) Wenn er auf den Landtagen die lauten Klagen unterdrückt. 4) Wenn er den Fürsten in falscher Ruhe und Unthätigkeit hinschlummern läßt, damit er thun könne, was ihm beliebt. 5) Wenn er den Fürsten mit falschen Vorspiegelungen von Landesverbesserungen und anderen betrüglichen Projecten hintergeht. 6) Wenn er schädliche Leute schont und hegt, um sie stumm zu machen, und damit sie ihn wieder schonen. 7) Wenn er den Fürsten in den Augen seiner Unterthanen verächtlich werden läßt. 8) Wenn er sich nicht an das Land, sondern an den Fürsten mit Leib und Seele verhandelt. 9) Wenn er den in jedem Fürsten schlummernden Hang zum Despotismus zur verzehrenden Flamme ansacht. 10) Wenn er den Despotismus und die Sklaverei zur Bethörung des Volkes auf Grundsätze bringt. 11) Wenn er durch Monopole, geheime Ein-, Durch- und Ausfuhr und andere Kränkungen der Handelsfreiheit dem Lande eine allgemeine Hungerkur verordnet. 12) Wenn er das Volk als eine Viehheerde ansieht und das Abhegen und Verdummen, Mästen und Schlachten seine Lieblingspassionen sind.

\* \* Der Publicist erzählt als ein Zeichen von dem gesunkenen Werthe der Immobilien: In dem zur Subhastation eines Grundstücks anberaumten Termin war weder ein Kauflustiger noch ein Interessent erschienen. Kurz vor dem Ablauf der Terminszeit meldete sich ein Käufer und bot Einen Thaler auf das Grundstück. Da ein höheres Gebot nicht geschah, so wurde dem Kauflustigen das Grundstück für diesen Preis zugeschlagen. Die Sache klingt märchenhaft, aber sie ist wahr, und es gründet sich unsere Mittheilung auf den gerichtlichen Akt, der hierüber aufgenommen ist.

\* \* Ein Israelit, Herr Schauspieler Ascher, sucht schon seit Jahren mit einer Christin sich zu verheirathen, aber trotz des Patents vom 31. März 1846 konnten die Brautleute bei keinem Gerichte ihre Ehe vollziehen, weil sie nirgends angenommen wurden. Herr Schell, Abgeordneter bei der preussischen Nationalversammlung, ein deutsch-katholischer Prediger, hat nun endlich dieses Paar getraut; nicht im Namen des Staates, der bis jetzt eine solche Ehe verbietet, nicht im Namen der Kirche, die eine solche Verbindung verdammt, sondern „im Namen der Gottheit, die in uns wohnt und aus uns spricht, daß sie gegen eine solche Verbindung nichts habe“ (das ungefähr waren die Worte), erklärte dieser aufgeklärte und wahrhafte Prediger die Ehe für ge-

schlossen. So schuf er durch freie That eine Form, mit welcher die Gesetzgebung noch in Rückstand ist, legte den Grund einer Sitte, die auch ihre gesetzliche Sanction finden wird.

**Boston.** Ein Schriftsteller nennt die Gewohnheit der jungen Mädchen, sich unter einander zu küssen, eine schreckliche Verschleuderung des rohen Materials.

**Darmstadt.** Am 17. September ist das Denkmal errichtet worden, welches die Stätte auf dem hiesigen Friedhofe bezeichnet, wo die Reste Weidig's, des Mannes ruhen, der einst (sein im Frühjahr 1831 gedichtetes Lied: Vaterlands-  
liebe) sang:

Wann die Gluth des Morgens funkelt,  
Wann mich still die Nacht undunkelt,  
Schlägt dir, Vaterland, mein Herz,  
Denket dein mit Freud' und Schmerz!  
Wann des Frühlingskeime schwellen,  
Schlägt mein Herz in raschern Wellen,  
Fragt: wann wirst du, Deutschland, blühen?  
Sind dir bald die Zweige grün?  
Wann des Sommers Aehren schwellen,  
Schlägt mein Herz in raschern Wellen,  
Fragt: ob dir statt Eigensucht  
Wachse des Gemeinwohls Frucht?  
Wann im Herbst die Traube reifet,  
Sehnsucht durch das Herz mir schweifet,  
Ob der Freiheit Wein wohl gähret,  
Frag' ich: ob er wohl sich klärt?  
Wann die Winterflur erstarrt,  
Bang das Herz des Frühlings harret,  
Frag' ich: ob nach Eis und Schnee  
Freiheits-Frühling dich umweh'? —  
Vaterland, dein sei mein Leben,  
Dein mein Fürchten, Hoffen, Streben;  
Und zum Lohne gib dafür  
Grab in freier Erde mir!

An diesem Tage erschien das Gesetz, welches den geheimen Inquisitionsprozeß für immer begraben hat, auch den Manen des Hingegangenen zur Sühne. Einst durchslog als Handschrift (die gefesselte Presse versagte ihren Dienst) ein Gedicht: „Weidig's Tod“ die Lande. Hier möge es seine Stelle finden:

An diesem Grab soll keine Thräne fließen,  
Weg mit dem thränenreichen, seigen Schmerz!  
Aus diesem Blute soll die Rache spriefen,  
Hier füllet stolzer Zorn nur unser Herz!  
Was Thränen! Nimmer löschen sie die Schande  
Von unserm schuldbewußten Angesicht;  
Dies edle Blut ruft laut durch alle Lande:  
Verflucht, verflucht das heimliche  
Gericht!

O Vaterland, wer wird für dich noch ringen,  
Seit du verlassen deinen treusten Sohn?

Wer wird das Schwert noch für die Freiheit  
schwingen,

Seit ihm der düstre Kerker ward zum Lohn?  
Wohl hat er kühn mit dem Geschick gerungen,  
Nichts beugte ihn — nur Schande trug er nicht;  
Die Schande hat das stolze Herz bezwungen:  
Verflucht, verflucht das heimliche  
Gericht!

Noch einmal sah' er gern die Sonne prangen;  
Umsonst! Umsonst! Das Fenster ist zu blind;  
Noch eine Thräne nezt die bärt'gen Wangen:  
Leb' wohl, mein treues Weib! Leb' wohl,  
mein Kind!

Da öffnet er des warmen Lebens Quelle:  
„Leb' wohl, mein Vaterland! Dir fluch' ich nicht.“  
Doch schaurig flüster's in der blut'gen Zelle:  
Verflucht, verflucht das heimliche  
Gericht!

Seht, seht die Henker hin zum Lager schleichen,  
Sich weiden an des Opfers letzter Qual;  
Seht auf der Stirn das blut'ge Rainszeichen:  
Sie traf des matten Auges letzter Strahl!  
Sie fliehn. — Kein Freund dem sich die Augen  
feuchten!

Er murmelt bitter, als das Herz ihm bricht:  
Den Henkern soll die Blutschrift ewig leuchten,  
Verflucht, verflucht das heimliche  
Gericht!

Das Volk geleitet nicht zur Ruhestätte  
Den Mann des Volkes, der so einsam starb;  
Kein Lorbeer schmückt den Sarg — nein,  
eine Kette,

Das ein'ge was sein Freiheitsmuth erwarb.  
Um Hochverräther braucht ihr nicht zu trauern!  
Zur Freundeschaar der rohe Henker spricht.  
Doch warnend schreibt die Nachwelt an die  
Mauern:

Verflucht, verflucht das heimliche  
Gericht!

Wagt's noch zu singen von der deutschen Eiche,  
Wagt's noch zu singen von dem freien Rhein!

O blicket hin auf diese blut'ge Leiche:  
Brennt eure Wange nicht im Purpurschein?  
Ihr wolltet seine Ketten nicht zerbrechen,  
Zu schwer drückt euch der Tyrannei Gewicht;  
Doch jetzt sollt stolz ihr zu den Fürsten sprechen:  
Verflucht, verflucht das heimliche  
Gericht!

Und wohnt die Freiheit einst in deutschen Hallen,  
Und ist verhallt der Ketten dumpfer Klang,  
Dann mögt ihr hin zu seinem Grabe wallen,  
Verkündet ihm was euch sein Tod errang.  
Dann hört ihr's drinnen siegesfreudig rauschen:  
Wohl hab' ich lang entbehrt der Sonne Licht,

Doch möcht' ich nimmer mein Geschick ver-  
tauschen:

Mein Fluch, er traf das heimliche  
Gericht!

Noch eine Sühne ist den Manen Weidig's  
vorbehalten. Die von so vielen Seiten, auch  
durch einen Antrag in der zweiten Kammer ver-  
langte Untersuchung gegen Hofgerichtsrath Georgi  
ist eingeleitet. Auf Antrag des Hofgerichts in  
Gießen, dessen Mitglied Georgi ist, hat das  
oberste Gericht das Hofgericht dahier mit der  
Führung und Untersuchung beauftragt. Es läßt  
sich denken, welche Aufmerksamkeit sich diesem  
Strafverfahren zuwenden wird.

**Düsseldorf.** In der „Düsseldorfer Zeitung“  
veröffentlichte F. Freiligrath zur Charakteristik des  
„Schwarzweißthums in Westphalen“ zwei Droh-  
briefe an ihn, deren letzten wir hier mittheilen:  
(Ohne Datum, aber mit dem Poststempel: Iser-  
lohn, 24. August.) An den undankbaren Schwein-  
hund Freiligrath in Düsseldorf. Du elender Lapp-  
pes von Grünschnabel, verfluchter Bandit und  
Mäuberhauptmann, wenn du Gsel deine republi-  
kanischen Reden nicht aufgibst, dann komme ich  
mit ganz Iserlohn, um dich verb durchzubläuen.  
Du bist allein Schuld an dem schlechten Em-  
pfange unseres geliebten Königs in Düsseldorf,  
das wird dir ganz Preußen nicht vergessen. Es  
ist auch schon darauf angetragen, daß du —  
(hier steht im Original eine Vöbelhaftigkeit) in-  
nerhalb sechs Wochen Düsseldorf räumen mußt.  
Und erfolgt dieses nicht, so komme ich mit der  
ganzen Bürgerwehr, deren Hauptmann ich bin,  
um dich mit geladener Flinte aus Düsseldorf zu  
vertreiben. Es wäre besser, wenn du das Geld,  
was du unter die Leute in Düsseldorf vertheilt  
hast, damit sie recht viel Spektakel machen sollen,  
deiner armen Mutter und Schwestern in Soest  
zuschicktest, aber daran denkt ein solcher Lump  
nicht. Wenn du nun binnen acht Tagen nicht  
in der Zeitung Abbitte thust, dann lege ich für  
mich und meine sechs Kompagnieen Bürgerwehr-  
männer die Reisekosten daran und stecke dir deine  
Hütte in Brand, und dich selber wollen wir am  
Spieß braten oder in einen Buddelosen wollen  
wir dich werfen, daß du Gsel so nach und nach  
verbrennst. Comprennez-vous? Einen lumpigen  
Gruß. J. Duncker, Kompagnieführer und Chef.  
Cito.

**Frankfurt a. M.** Der Abgeordnete für  
Schleswig-Holstein bei der Nationalversammlung,  
Herr Bunsen, wurde als junger Philologe,  
Collaborator am Gymnasium zu Göttingen, wo  
er auch studirt, Privatsecretär des berühmten Hi-

storikers Niebuhr, welcher zu der Zeit preussischer Gesandter in Rom war. Von diesem in die diplomatische Laufbahn eingeführt, bethätigte sich Herr Bunsen in den Verhandlungen der sogenannten Concordatsangelegenheit, deren Resultat die Circumscriptionsbulle de salute animarum war. Die Anwesenheit des Kronprinzen von Preußen in Rom gab ihm Gelegenheit, sich die Gunst eines wohlwollenden Herrn zu erwerben, und die Heirath einer wohlhabenden Engländerin, Mistreß Waddington, hob ihn in den geselligen Kreisen. Nach Niebuhrs Abgange wurde Bunsen preussischer Geschäftsträger, bald Ministerresident in Rom. Die Errichtung einer evangelischen Kapelle in Rom, in welcher eine von ihm mit ausgearbeitete Liturgie eingeführt wurde, war sein nächstes Verdienst. In diese Zeit fällt auch die Abfassung seines Buches: „die Leidensgeschichte und die stille Woche“. In der Frage über die gemischten Ehen, welche nun hervortrat, soll Herr Bunsen — nach Briefen, die sich in dem Nachlaß des Fürstbischofs von Breslau fanden und nach einer Angabe des Herrn v. Witzleben — dem König den Vorschlag gemacht haben, die katholischen Geistlichen, welche im Jahre 1826 in Schlessen auf zeitgemäße Reformen in der Kirche antrugen, aus dem Lande zu jagen: das werde seine Unterhandlungen über die gemischten Ehen erleichtern! — Beim Ausbruch der Kölner Wirren gerade in Berlin und schon zum Generaldirector der Museen ernannt, erhielt Herr Bunsen den Befehl, nach Rom zurückzukehren. In Ancona erfuhr er die Allocution des Papstes und schrieb dort die bekannte Note, in welcher er, im Namen des Königs, den Papst aufforderte, dieser möge selbst in der Angelegenheit entscheiden. Der Cardinal Lambruschini nahm unerwarteter Weise diesen Vorschlag, der uns an das Mittelalter erinnert, nicht an, sondern machte mit Bezug auf denselben nur das bon mot: „Mr. Bunsen est arrivé à Rome sans souliers, et parti sans honneur.“ In Süddeutschland aber nannte man die Note eine „bévüe“ oder zu deutsch eine „Bunserei“. Nach dieser war die Stellung des Herrn Bunsen in Rom unhaltbar, und er wurde zum Gesandten in der Schweiz ernannt. Von seiner im Jahre 1840 eintretenden Sendung nach London hatten selbst die nächsten Umgebungen des Königs, wie wir aus dem Munde eines hochgestellten Mannes wissen, abgerathen. Herr Bunsen aber fand in London den vollsten Anklang bei demjenigen Theil der Aristokratie, welcher, bei strenger Aufrechthaltung der Sabbathfeier und des Ceremoniendienstes, die wahre sittliche und geistige Erhebung des Volkes als Nebensache betrachtet. So gelang es ihm auch, das Bisthum

Jerusalem zu Stande zu bringen, für welches die hochadligen Gönner freilich nur ihre Protection einsetzten, Preußen aber jährlich 15,000 Thaler zahlt. Sonst wüßten wir nicht, daß Herr Bunsen in seiner Vertretung Preußens bei dem Cabinet von St. James Großes gewirkt hätte.

\* \* \* Alle Regierungskunst bis auf unsere Zeit bestand darin: daß man jedem einzelnen Bürger weiß machte, er sei sehr schwach und krank, und könne kaum auf den Beinen stehen, und wenn er glaube, seine Nachbarn würden ihm helfen, so irre er sich, denn diese wären auch alle sammt blind und lahm. Er sähe nun selbst ein, wie er keinen Schritt ohne Führer thun dürfe, und zu diesem Zwecke habe man mild und weise, eine gehörige Zahl Beamten angenommen, die er, wie billig, da sie bloß zu seinem Beistande da wären, bezahlen müsse. Den armen Bürgern ging es wie jenem franken Narren, der gläserne Beine zu haben glaubte, und aus Furcht sie zu zerbrechen, nicht zu gehen wagte. Da kam die Noth und peitschte das deutsche Volk; es lief, sah mit Verwunderung, daß seine Füße ganz geblieben, und ward geheilt. Aber den gut bezahlten, gut gefütterten Krankenwärtern, ist diese Heilung, die sie außer Dienst setzt, nicht willkommen, und darum bemühen sie sich, dem Volke wieder seine alte Hypochondrie anzuheften und einzuflüstern.

L. B.

**Sainau.** Der eigenthümlichste Verein, den unsere vereinswüthige Zeit hervorgerufen, hat sich hier constituirt; es ist der „Verein der Tabackschnupfer“, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, durch Ankäufe im Ganzen einen guten und billigen Schnupftaback zu erhalten.

**Hamburg.** Lucile Grahn. Auch England weiß in der Kunst- und Bühnenwelt der neuesten Zeit seine für eine allgemeine Berühmtheit bestimmten Repräsentanten zu stellen. Fräulein Lucile Grahn, die bedeutendste Tänzerin, die England je für die Bühne herangebildet hat und die jetzt zu den ersten ihres Faches auf dem Continente zählt, ist auf dem Stadttheater wieder als Gast erschienen und hat einen Beifallsturm in dem für sie geschriebenen Ballet „Catarina“ erweckt, der in unserm Norden jetzt so selten zu finden. Die Kraft, Ausdauer und Grazie ihres Tanzes und aller ihrer Bewegungen, die hohe mimische Ausbildung ihrer angenehmen Gesichtszüge, der Ausdruck der seelenvollen blauen Augen, die Anmuth in ihrer ganzen Erscheinung, die vollendetste Technik in der Ausführung der schwierigsten Aufgaben erscheinen allerdings als völlig ausreichende Berechtigung, die berühmte Künst-

lerin neben eine Taglioni und Fanny Elster zu stellen. So viel wir wissen, ist Hamburg die einzige deutsche Stadt, in der die Künstlerin aufgetreten; das ist ein Unrecht gegen Deutschland, und eine Rundreise durch Deutschland würde sie überzeugen, wie bereitwillig der Deutsche in Anerkennung fremden Talentes ist und dem ihrigen die reichsten Lorbeern spenden.

**London.** Lord Ashley hat neuerdings im Hause der Gemeinen nachgewiesen, daß London mehr als dreißigtausend junge Paria's zählt, welche größtentheils ohne allen Unterricht, ohne alle moralische Bildung aufwachsen und in der Regel schon in dem zartesten Alter dem Verbrechen und Laster anheimfallen. In funfzehn sogenannten Lumpen-Schulen, welche nach und nach in Englands Hauptstadt errichtet worden sind, werden gegenwärtig sechszehnhundert solcher unglücklicher Kinder unterrichtet, wobei jedoch zu bemerken, daß sich nur die besseren dazu hingezogen fühlen, die meisten sind bereits so verwildert und zügellos, daß sie von keiner Schule etwas wissen wollen. Von dieser Anzahl bekannten 162, daß sie sich mehre Male in Haft befanden, — 116, daß sie ihren Eltern entlaufen, — 170, daß sie in Diebeshöhlen und schlechten Häusern übernachteten, — 253 sagten aus, daß sie einzig und allein vom Betteln gelebt. Die meisten entbehrten der nothwendigsten Kleidungsstücke, manche hatten nicht einmal Hemden. Viele konnten sich nicht erinnern, daß sie jemals in einem Bette geschlafen! Diejenigen, welche nicht Betteln und stehlen, oder wenigstens nicht ausschließlich Betteln und stehlen, tragen Bündelchen auf den Straßen zum Verkauf umher, fegen Höfe und Passagen, halten Pferde u. s. w. Können sie für ihre elende Wohnung nicht bezahlen, so übernachteten sie bei schlechtem Wetter in Durchgängen, Thorwegen, unter Mauergewölben, in Schuppen, Ställen, offen stehenden Nebengebäuden u. s. w. Aus dieser dem drückendsten Glende preisgegebenen Klasse gehen die meisten Verbrecher hervor, und dies wird so lange und von Jahr zu Jahr in steigender Progeßion der Fall sein, als der Staat nicht auf das kräftigste zu ihrer Rettung einschreitet.

**Magdeburg.** In einer Versammlung hiesiger Kutscher und Hausknechte vereinigte man sich zur Veröffentlichung folgenden Wunsches: Die Anrede mit „Du“ finden wir in dem freundschaftlichen und Familienverhältniß ganz natürlich und passend; auch ist der Gebrauch dieser Anrede von Seiten unserer Brotherrschaften und von deren Familien unserer Stellung zu denselben nicht unangemessen. Wenn aber uns fern stehende Personen des „Du“ sich gegen uns be-

dienen, so können wir davon durchaus nicht die Nothwendigkeit, auch nicht den Beweis eines Grades von Achtung anerkennen. Deshalb sprechen wir den Wunsch und die Bitte aus, daß Letztere das bisherige „Du“ in ihrer Anrede gegen uns in das zeitgemäßere und auch beim Militär eingeführte „Sie“ vertauschen wollen. Die Kutscher und Hausknechte in Magdeburg.

**Paris.** Louis Eugen Cavaignac, geb. 1802 zu Paris, ist der Sohn des Konvenimitgliedes und der Bruder des vor drei Jahren verstorbenen Gottfried Cavaignac, eines muthigen und feurigen Literaten, Redacteur des National. Nach Studien im Kollegium Sainte-Barbe und in der polytechnischen Schule, trat er in das zweite Genieregiment ein und machte mit diesem den Feldzug von Morea mit. So wie Lafayette in der neuen Welt, legte Cavaignac seine ersten Proben im griechischen Freiheitskampfe ab, welcher den auf ihn vererbten Freiheitsfinn nur noch verstärkte. Im Juli 1830 befand er sich zu Arras, wo er einer der ersten und glühendsten Vertheidiger der Rechte des Volkes war, und im folgenden Jahre unterzeichnete er zu Metz einen Vorschlag zu einer Volksvereinigung, welche die strengsten Maßregeln der Militärdisciplin auf ihn herbeizog und ihn aus dem activen Dienste entfernte. Cavaignac wurde auf sein Ansuchen zur afrikanischen Armee versetzt, und zog bald durch seine Tapferkeit bei der Expedition von Maskara 1836 die Augen des Marschalls Clausel auf sich, welcher ihn bei seinem Rückmarsche nach Oran an der Spitze von 500 Mann mit dem Titel eines provisorischen Majors zur Besetzung von Tlemcen zurückließ, eines Platzes, der, an der äußersten westlichen Grenze Algeriens liegend, in einer beträchtlichen Entfernung von allen anderen militärischen Plätzen und ohne alle andere Communication mit denselben war. Cavaignac, auf sich selbst angewiesen, zeigte hier zum ersten Male jene militärischen Fähigkeiten, von denen er seither immer Beweise geliefert hat. Seine Thätigkeit und sein Muth lieferten ihm die reichsten Hilfsquellen, um sich in dieser isolirten Stellung mitten unter unternehmenden und kriegerischen Kabylenstämmen und in steter Gefahr, überrumpelt und erwürgt oder blokirt und ausgehungert zu werden, aufrecht zu erhalten. Cavaignac beseitigte alles. Durch kräftige Ausfälle und listig ausgeführte Razzias beunruhigte er den Feind beständig, kam seinen Angriffen zuvor und verschaffte sich hinreichenden Unterhalt. Im Frühjahr 1837 wurde er von seinem gefährvollen Posten, auf dem er sich mit Ruhm bedeckt, abgelöst, allein so groß waren die politischen Vorurtheile gegen ihn, daß

ihm erst nach einem Jahre und nur auf die dringendsten Vorstellungen des Generals Bugeaud, die Majorsepauletten ertheilt wurden. Wichtige Familieninteressen riefen ihn hierauf nach Frankreich, wo ihn seine schlechten Gesundheitszustände längere Zeit zurückhielten; allein kaum wieder hergestellt, kehrte er nach Afrika zurück, wo er an der Spitze eines Bataillons zur Besetzung von Cherchell, wie früher nach Tlemcen beordert wurde, jedoch eben so tapfer, aber weniger glücklich als dort, eine schwere Wunde erhielt, die ihn außer Thätigkeit setzte. Nach seiner Wiederherstellung wurde er zum Obersten eines Zouavenregiments ernannt und fuhr fort, seinem Vaterlande auf die würdigste Weise zu dienen, bis ihm endlich der Generalsgrad zu Theil wurde, den er so wohl verdient hatte. Während der Februarrevolution wurde er mit dem Kommando der Kolonie beauftragt, welches durch den Rücktritt des Herzogs von Numale erledigt war. Mehrmal bot ihm die provisorische Regierung in Achtung seines edlen Charakters und wahren Patriotismus das Kriegsministerium an, welches er jedoch anzunehmen sich weigerte, indem er einen solchen Posten nur mit dem Willen des Volkes bekleiden zu können glaubte. Die Wahl seiner Mitbürger des Departements der Seine und des Lot hatten ihn als Deputirten zur Nationalversammlung geschickt und er acceptirte für das letztere Departement, als das seiner Herkunft. Die Nationalversammlung gab ihm ihrerseits einen Beweis ihrer Achtung, indem sie ihn zu einem ihrer Vicepräsidenten ernannte. Diese doppelte und ehrenhafte Kundgebung des Landes zu seinen Gunsten hob die letzten Skrupel seiner Gewissenhaftigkeit. Sobald die Versammlung die Exekutivgewalt gebildet hatte, erklärte er sich bereit, in ein definitives und regelmäßiges Ministerium einzutreten, in welchem ihm denn auch das Portefeuille des Kriegs anvertraut wurde. Seine Maßregeln und ein fester Wille scharten alle Einsichtsvollen um ihn, bis er sich endlich zum Dictator von Frankreich erhob, als welcher er gegenwärtig eine Militair-Despotie zu gründen beabsichtigt, welche die Franzosen zu ihrer Ehre hoffentlich recht bald abschütteln werden.

**Lilist.** In Lithauen ist es Sitte der niederen Stände, daß junge ehelustige Mädchen einen grünen Strauß vor ihr Wohnhaus hängen, um dadurch kund zu geben, daß sie sich zu verheirathen wünschen.

**Venedig.** Die alljährlich wiederholte Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere hat nach einer von Habel mitgetheilten Sage folgenden Ursprung: Der Patrizier Ziani hatte sich, folgend dem reinen Triebe seines Herzens,

mit einem Mädchen von ganz niedrigem Stande verlobt. Es war die Tochter eines Gondoliers, welche mit der hingebendsten Zärtlichkeit an Ziani hing. Ihr Glück währte nicht lange. Die Republik gerieth in große Bedrängniß und man wählte Ziani zum Dogen mit der unerläßlichen Bedingung, daß er dem Bündnisse mit der Dirne entsage. Ziani schlug, ohne nur im mindesten zu wanken, die angetragene Würde aus; aber seine Braut faßte einen Entschluß, den unter Tausenden nur eine so fassen dürfte. Nachdem sie zwischen der Liebe zum Vaterlande und der Zärtlichkeit für ihren Geliebten einen schweren Kampf gekämpft, stürzte sie sich als Märtyrerin für Venedigs Heil an einem Anker in's Meer. Da das Hinderniß sich selbst aus dem Wege geräumt hatte, wurde Ziani Doge, und der damalige Papst bot ihm seine Nichte zur Gemahlin an, Ziani aber fuhr mit dem Papste hinaus aufs Meer, stellte sich auf das Vordertheil des Schiffes, warf einen kostbaren Ring in die Fluthen und sprach mit tief gerührter und feierlich erhobener Stimme: „Da ist meine Braut!“ Der heilige Vater bezog diese Worte auf das Verhältniß Venedigs zum Meere und stiftete in diesem Glauben die jährliche Vermählung des Dogen mit dem Meere.

**Wien.** Ein echter Republikaner ist nur, wer es vermag; sich selbst zu vergessen und nur für das öffentliche Wohl zu arbeiten; nicht Stellen zu suchen aus Eigennuß oder Eitelkeit; nicht die Gesellschaft aufzulösen, sondern ihre Glieder enger mit einander zu verbinden; nicht unbarmherzig zu verdammen, was den eigenen Ansichten im Wege steht; nicht mit dem Schwerte, sondern durch die Ueberzeugung zu wirken; nicht die Anarchie, sondern die Ordnung, nicht die Willkür, sondern die Freiheit, nicht die Gewalt, sondern das Recht, das allein gültige des Vertrages und der Verträglichkeit einzuführen, zur Geltung zu bringen und selbst zu achten. Mit solchen Republikanern halten wir es gerne, die werden, es ist kein Zweifel, in der Welt einst zur Herrschaft gelangen, wenn die Mehrheit des Volkes erst die Ideale anerkannt hat, die jetzt noch der Egoismus von uns trennt, jene Mehrheit wird aber nicht geschaffen durch den tödtlichen Haß, welchen man dem Arbeiter gegen alle Klassen der Gesellschaft in die Brust säet, nicht dadurch, daß man für jeden Kampf gegen bestehende Verhältnisse Raub und Mord als Preis bietet, nicht dadurch, daß man dem Volke weiß macht, es sei sein Wohl, wenn Alles verarmt, wenn nur die Interessen

seiner Verführer gefördert werden, jene Mehrheit wird nicht geschaffen durch die Lehre von der rothen Republik und dem rothen Hahn. Jene Mehrheit — wir fürchten es — wird nicht geschaffen durch die Wortführer — unserer Zeit!

\* \* \* Joseph Graf Radetzky wurde im Jahre 1766 zu Trebnitz in Böhmen geboren, und trat in seinem 18. Lebensjahre (1. Aug. 1784) bei dem 2. Kürassier-Regimente als Privatcadet ein. In diesem Regimente wurde er im Februar 1786 zum Unterlieutenant und im December desselben Jahres zum Oberlieutenant, dann im Juni 1794 zum Second-Regiment befördert. Am 1. Mai 1796 wurde er zum Pionnier-Corps transferirt, und gleichzeitig zum Major befördert. Sein Talent hatte sich bereits Anerkennung erworben, und schon am 1. Mai 1799 wurde er zum großen Generalstabe transferirt, zum General-Adjutanten ernannt und zum Oberst-Lieutenant befördert. Noch in demselben Jahre (im December) wurde er zum 3. Kürassier-Regimente transferirt und zum Obersten befördert. In Folge Armeebefehls vom 22. August 1805 erfolgte seine abermalige Transferirung zum großen Generalstabe und seine Ernennung zum Generalmajor. Mit dem hofkriegsräthlichen Reskripte vom 16. Febr. 1809 wurde seine mit 1. März dess. J. eingetretene Beförderung zum Feldmarschall-Lieutenant kund gegeben. Im J. 1829 wurde er vermöge hofkr. Reskripts vom 29. Nov. dess. Jahres zum Festungs-Kommandanten in Olmütz ernannt, und im J. 1831 zu den Truppen nach Italien beordert. Vermöge hofkr. Reskripts vom 24. Decbr. 1831 wurde er zum kommandirenden General im lombardisch-venetianischen Königreiche und endlich am 22. Sept. 1836 zum Feldmarschall ernannt. Graf Radetzky (von Radetz) ist überdies k. k. wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, Hofkriegsrath und Inhaber des seinen Namen führenden 5. k. k. Husaren-Regiments, welches bis zum Ausbruche der italienischen Unruhen „König von Sardinien“ hieß. — Die Verdienste dieses Feldherrn um Befestigung der Macht der Despotie, und kostete es auch Tausende lumpiger Menschenleben, wurden von ganz Europa anerkannt, und er besitzt an in- und ausländischen Orden: Die Ritterkreuze des österreich.-kaiserlichen Ordens der eisernen Krone, des russisch-kaiserl. St. Andreas-, des Alexander Newsky-, des Annen- und des St. Georg-Ordens; des königlich württemberg. Adler-, des preuß. rothen Adler- und des sardinischen Ordens der Annunziade; das Commandeurkreuz

des österreichisch-militärischen Maria-Theresien-Ordens, den russischen Ehrendegen der Tapferkeit; ferner die Großkreuze: des österreich.-kaiserl. Leopolds-, des französisch-militärischen St. Ludwigs-, des sardinischen Mauritius- und Lazarus-, des bayerisch-militär. Max-Josephs, des hannoverschen Guelphen-, und des großherz.-badischen Zähringer Löwen-Ordens; ferner das Großkreuz des päpstl. St. Gregor-Ordens in Brillanten, und endlich das Senator-Großkreuz des konstantinischen St. Georgs-Ordens.

\* \* \* Als sich eine Volksmenge vor dem Palais des Grafen Sandor versammelte, um eine Kagenmusik zu bringen, trat er an das Fenster und sagte: Meine Herren, wem wollen Sie die Kagenmusik bringen? mir oder meiner Frau? (eine Tochter Metternichs.) — Ihrer Frau! — war die Antwort. — Gut, meine Herren, da komme ich selbst hinunter und helfe Ihnen. — Und alsbald erschien der Graf mit einem ungeheuren Trichter, auf dem er furchtbar blies. Nachdem der Höllenlärm eine halbe Stunde gedauert und das Volk sich befriedigt entfernen wollte, rief der Graf: Halt, meine Herren! Sie haben vergessen, die Fenster einzuwerfen, das gehört noch dazu. — Und der Graf war der Erste, der Steine in die Fenster seiner Gemahlin warf.

\* \* \* Viel Gelächter erregte ein großer aus rothem Papier ausgeschnittener Krebs, welchen irgend ein Spatzvogel dieser Tage an das Schaufenster der Neumann'schen Kunsthandlung, gerade unter das Portrait des Dr. Alexander Bach geklebt hatte; die Unterschrift des Portraits lautet bekanntlich: „mit Bedachtsamkeit vorwärts.“ Der Krebs zeigte auf seinem Rücken die Worte: „Bis man Minister geworden ist, dann geht es rückwärts.“ — Es versteht sich, daß der satyrische Krebs sehr bald verschwand, Dr. Bach's Portrait lächelte aber nach wie vor Alle an. Welche Lust, es lächeln zu sehen!

**Zittau.** Die Erfindung, Steine zu gießen, ist jetzt durch die Fabrik der Herren Gran und v. Boße durch fortgesetzte Versuche zu sehr glücklichen Resultaten gelangt. Diese Fabrik liefert Marmorfußplatten, welche schöner und bedeutend billiger sind, als die von natürlichem Marmor, ferner Bimsteine, Weg- und Schleifsteine, Sandsteine, Mühlsteine und ausgezeichnete Kunstgegenstände, z. B. Portraits, Rosetten, architektonische Verzierungen.

J. Pasler.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.